

Die Linde blüht, — es reißt das Korn — Der Himmel strahlt im tiefen Blau — Des Sommers goldner Faden webt

Die Linde blüht, — es reißt das Korn — Durchs Weltall zieht ein süßer Traum — Wie warmer Odem weht's dich an — Und auch die Frucht prangt schon am Baum.

Regine Verch.

Novellette von Carl Busse.

„Mädchen, Mädchen, was willst du? Worauf wartest du? Ich verleihe dich nicht!“ Die gute Mutter! Sie sagte das jeden Tag mit dem ängstlich-beforgten Gesicht, in dem die halbe Frage stand, wie sie zu dieser Tochter käme.

„Aber Regine verzog noch immer das Gesicht, wenn man vom Heirathen sprach. „Thuerer!“ sagte die Mutter zurecht. Da lehnte die Tochter den ersten, den zweiten, den dritten Bewerber ab. Das war schließlich doch mehr als „Thuerer!“ Sie forschte heimlich.

„Wie noch die Möglichkeit einer unglücklichen Liebe, einer heilig bewachten. Aber Regine war durchaus nicht unglücklich. Das hätte man merken müssen. Und in wen hätte sich das Kind auch verlieben sollen? In wen hätte

Frau Sanitätsrath Verch ließ mit einem Male die Hände sinken, als wäre sie ganz saunungslos. Timm Jürgens —! Timm, der unechte Better! Auf das Nächste kommt man wahrhaftig zuletzt.

Eine ungeheure Freude und Regsamkeit ergrieff sie. Ordentlich ein Dankbarkeitsgefühl gegen Timm Jürgens. Sie klammerte sich in ihren Gedanken förmlich an ihn. Er öffnete ihr das Herz der Tochter wieder. Sie verstand — sie verstand endlich! . . .

Regine sah sie erkaunt an, wie sie lustig und lieb zu ihr war, scherzhafte Anspielungen machte, lächelnd drohte. Und die Mutter gab sich nicht damit zufrieden. Daß Timm Jürgens seine „falsche“ Cousine liebte, konnte ihr nicht entgehen. Warum sollte man dem lieben Jungen den Muth nicht stärken? Es paßte alles so gut. Timm war leidlich wohlhabend und hatte, trotzdem es sich ein Jahr lang als Rechtsanwält hier niedergelassen, schon eine nicht geringe Praxis. Außerdem war er wirklich brav und hübsch und — und —

Nun eben: passend in jeder Beziehung!

Die Frau Sanitätsrath stärkte seinen Muth vorwärts, aber mit Ausdauer. Und dortgersten war er angezogen. Vor Verlegenheit etwas roth, doch eben deshalb wunderhübsch. Man mußte bei ihm, daß die Liebe groß war.

Vorgestern —! Seit vorgestern tappte Madame Verch, die sich alles so klar und hell gedacht hatte, von Neuem im Dunkel — im allertiefsten Dunkel. Denn Regine hatte abgelegt.

Timm Jürgens war sehr bleich, aber nicht muthlos. „Ich geb die Hoffnung nicht auf“, sagte er zur Mutter. Regine wäre förmlich zusammengejuckt. „Wußt das immer das Ende sein, Timm?“ hätte sie gefragt. Aber sie wäre dann sehr lieb und gütig gegen ihn gewesen. Er wäre ihr noch am liebsten von allen, hätte sie versichert. Und wenn sie sich überhaupt zum Heirathen entschließen könnte — aber das könnte sie nun einmal nicht.

Da hatte er ihr Bedenken aufgedrängt. In drei Tagen wollte er wiederkommen. Sie aber hatte den Kopf geschüttelt, doch nach langem Bitten verprochen, sie würde, falls sich ihre Gesinnung bis dahin zu seinen Gunsten änderte, es ihm wissen lassen.

Ihre Mutter fühlte eine Schwäche in den Beinen. Der Boden war ihr unter den Füßen geschwunden. Timm war es auch nicht — wer in aller Welt gab ihr

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 11. August 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 50.

den Schlüssel für das Räthsel? Sie entschloß sich, mit ihrem Manne zu reden.

Als Regine Nachmittags in den Garten wollte, rief ihr Vater sie an. Er war, immer, in Eile. „Hast du dich entschieden, Gine?“

„Da lachst du? „Fängst du auch an, Papa?“ Er schüttelte den grauen Kopf. „Ich möchte nur . . . möchte nur . . .“

„Er nickte, war verlegen, trippelte davon. Regine Verch schritt hastig durch die kleine Pforte am Ende des Gartens, schlug einen kaum sichtbaren Pfad durch Wiesen ein und stand bald am Ufer des stillen Stromes, an dem drüben die Stadt lag. Sie folgte auch jetzt noch einem wenig deutlichen Fußwege, bis sie zu einer Stelle kam, wo Schilf und Röhricht ihr den Pfad sperrte.

Man sah sie jetzt weder von der Stadt, noch vom Wasser und den Wiesen. Rasch schlüpfte sie vorwärts, rauschend schlossen sich die Stauden hinter ihr. Dann wurde es feucht, aber da lag ein schmales Brett. Nun balancierte sie darauf dahin bis zu einem alten Stahne, auf den sie sich setzte. Es war ihr eigener Stahne. Aber ihr Vater wünschte nicht, daß sie darauf fuhr. Die Ruder fehlten. Und er war so ins Schilf getrieben, daß so leicht keines Menschen Auge ihn entdecken konnte.

Das war Regine Verchs Lieblingsplatz. Niemand wußte darum. Wenn sie hier saß, konnte sie glauben, ein grüner und gelber, ewig rauschender Wald umgäbe sie.

Stundenlang hatte sie hier oft gewollt. Hatte mancherlei gedacht und geträumt. Wie groß und weit die Welt, wie furchtbar und gewaltig und geheimnißvoll das Leben sei. Das Leben, vor dem sie Furcht hatte und nach dem sie sich sehnte. O, es hing an so viele Räthsel über die Ferne und Zukunft!

Timm Jürgens . . . also der Timm wollte sie heirathen. Warum nicht? Er war gut, hübsch, wacker. Sie hatte ihn wirklich von allen am liebsten, fast lieb . . . Ja, wenn sie hier — so ganz gefiebert — es sich überlegte, so konnte sie sich wohl denken, daß sie gern seine Frau würde. Timm Jürgens . . . es war der einzige der jungen Leute, den sie länger kannte, mit dem sie als Kind schon manchmal gespielt hatte.

Und als er vor ihr gestanden, warum hatte sie da nein gesagt? Warum war es wie jitzende Furcht und wehrende Scheu in ihr aufgestiegen? Das war die feige Furcht, das feige Ausweichen vor dem Leben. Ihr Vater hatte recht.

Die Sonne brannte glühend heiß. Regine Verch aber nahm noch den Hut ab, daß die Strahlen auf ihr blondes Haar fielen und es erhitzten. Ja, dachte sie, ich will ja . . . ich will! Und ihr Gesicht ward roth. Sie sah vor sich hin.

Nein, nein, ich kann nicht! Das ging wie ein Schlag durch ihren Körper.

Lange sah sie so, im Innersten aufgewühlt. Plötzlich zuckte sie zusammen. Ein Geräusch ward hörbar. Sie spähte vorwärts — auf den ruhigen Strom hinaus! Nichts! Er war ganz unbedeckt. Kein Kahn zu sehen, keine Barke.

Aber doch . . . da . . . Langsam trieb ein Boot von der Stadt her. Es war aber keins das sie kannte. Darin stand, hochgewachsen und schlank, ein Mann. Vielleicht ein Jüngling noch. Sie sah ja nie deutlich, sah stets durch grüne Schleier.

Er stand aufrecht, mit unbebedetem Haupt. Das Ruder schloß nach. Warum fuhr er nicht weiter? Ganz von Sonne durchglüht ward das Mädchen. Sie athmete kaum, sie rührte sich nicht, sie horchte und zitterte. Wie lange?

Und jetzt . . . durch den grünen Schleier schimmert es weiß und schlant — und redt sich und verschwindet. Da spritzt das Wasser hoch auf und schäumt und wird geschlagen. „Nein,“ sagt Regine Verch zitternd, — „nein!“ Sie will aufstehen, gehen.

Sie bleibt. Sie sieht ins Schilf und zittert. Sie sieht auf den Strom und zittert.

Auf dem Strom liegt die Sonne. Und gleichsam der Sonne entgegen, heben sich aus dem Wasser leuchtend und kräftig zwei Schulktern, auf deren Feuchte die himmlischen Strahlen sich festsaugen. Und siegende, stult-bezwingende Arme theilen und beherrschen das heilige Element. Und jedes Heben und Senken, Theilen und Zurückdrängen ist wie ein Lobgesang der herrlichen Freiheit, der Jugend und der Kraft . . .

Regine Verch hat die Augen weit geöffnet. Die alte Angst duckt sich darin, wird stärker und späht vorwärts. Halb vorgebeugt sieht das Mädchen da. Und das leuchtende Weiß taucht immer wieder aus den Fluthen, die mit ihm spielen, die es wiegen, tragen, küssen.

Sie schließt die Augen, es stimmert davon. Langsam neigt sie sich zurück und öffnet die Augen wieder. Ihre Blicke hängen an dem Schilf. Das raunt und mispert. Ihre Blicke suchen, noch immer scheu, aber ohne die zitternde Angst, den Strom, in dem junge Kraft ringt und siegt. Und ihr ist mit einem Male, als ringe und siege auch etwas in ihr, als befreie sich etwas und feige heiß, felig entschlossen empore.

Ihr Gesicht brennt; das ist das Blut, das ist die Sonne. Und immer von Neuem das Zittern, das sie durchläuft und in dem sie wieder nur die Augen schließt. Da schäumt und plätschert es näher — purpurner wird die Dämmerung, die vor den geschlossenen Augen hängt.

Ganz ruhig liegt jetzt das Wasser. Lange, lange Minuten. Dann zerfällt ein Ruder Schlag den blühenden Spiegel.

Regine Verch kann zuerst kaum sehen. Ein paar purpurne Dämmerwölckchen zerflattern noch vor dem in die Augen brechenden Licht. Mit dem letzten fährt der Mann — oder der Jüngling — fährt Prinz Goldhaar an ihr vorbei. Das Boot treibt jetzt der Mitte zu — hat sie erreicht — geht langsam stromab.

Weit hat sich das Mädchen vorgebeugt. Sie fürchtet nicht zu fallen. Aber sie sieht doch nicht das Gesicht das ihr vorhin grüne Schleier und purpurne Wölckchen verhingen. Es ist ihr nun abgewandt, nach dem Westen gerichtet.

Die Sonne neigt sich mehr und mehr. Mit Roth und Gold überglüht sie die Wolken. Der ganze westliche Himmel ist ein ungeheures orangefarbenes Lichtmeer. Und der Strom geht jetzt wie ein feuriges, funtelndes, rothgoldenes Band, wie eine Straße, die hineinführt in allen Glanz des Himmels.

Unaufhaltsam fährt auf dieser Straße, die in unirdischer Schönheit erstrahlt, der Kahn dahin — der Kahn, in dem die schlante, fehnige Mannesgestalt steht. Immer weiter geht es in das große Leuchten hinein. Das Boot ist nur noch ein Punkt. . . wo ist es nun? . . . Da . . . nein . . .

Wie ein Traumprinz, ein Königsohn aus dem Märchen ist die Gestalt in Licht und Schimmer verschwunden, als sei sie hineingefahren in die selbigen Thore des Himmels, die sich hinter ihr geschlossen hatten. Nur die verzudende, alles überströmende rothgoldene Lichtfluth bleibt auch jetzt noch.

Da biegt sich Regine Verch zurück. Der Traumprinz ist vorbeigefahren . . . er wird ihr vorbeigefahren in den Feierstunden, die das Leben ihr läßt. Ein großes Dankbarkeitsgefühl folgt ihm, dem Fremden, dem Gelannten. Es schwillt etwas empore in ihr, mächtiger als Furcht und Scheu, ein stürmischer Muth, ein halbes Zaubern.

Nicht dem Leben ausweichen . . . nicht dem Leben ausweichen . . . Regine Verch nimmt den Weg durch Schilf und Wiesen zurück. Sie ist träge, kaum daß sie gehen mag. Und sie fühlt in sich doch eine Kraft . . . eine neue, siegende, heife.

Bei den Rosen im Garten steht ihre Mutter, das alte ängstliche Nicht-Verstehen-Können im Blick. „Wie roth du bist, Gine!“ sagt sie. „Sie nicht,“ „Es ist sehr heiß.“

„Und vorhin . . . vorhin ging Timm vorbei . . . der Arme . . . als ob er suchen und bitten wolle.“ „Ich verstehe dich nicht, Kind! Timm! Timm Jürgens! Ich hab ihm gesagt, ich schid zu ihm, wenn du anderen Sinnes bist. Du wolltest . . . wolltest es doch vielleicht überlegen. Was meinst du?“

Regine Verch athmete schneller. Leuchtende Schulktern tauchten noch einmal aus sonniger Fluth; das Schiff rauscht wieder, als ob es nahe wäre. Stürter noch wirft sich das Blut in ihr Antlitz. Rasch dreht sie sich um, daß ihre Mutter die heife Röthe nicht bemerkt und biegt sich herab zu einer rothen Stockrose.

Der ganze Garten steht felig und sonnenfett in Abendshülfe; alle Kronen und Reife scheinen zu zittern und in wilder Opferbereitschaft ihren Duft zu verströmen. Die rothe Rose die Regine gefaßt hat, sendet ihren süßen Hauch zu ihr empore. Man meint fast sehen zu können, wie die sammtten Blütenblätter sich weiter und weiter öffnen und sich den lauen schweren Lüften preisgeben wollen.

„Was meinst du?“ Da knickt mit einem Male Regine Verch die rothe zitternde Rose. Der Dorn sticht; sie zuckt etwas. Noch röther wird ihr Antlitz, und ihre Brust hebt sich. „Laß ihn kommen, Mama!“

Eine Mahlzeit wider Willen.

Von R. H. Davis.

Der junge von Bibber unterbrach für einen Tag seine Lebensgewohnheiten und kam nach der Stadt herein. Diese ungewöhnliche Reife war die Antwort auf einen Brief seines Rechtsanwaltes, der seiner Unterschrift für verschiedene Papiere bedurfte. Fünf Jahre waren vergangen, seit von Bibber nicht anders denn als Durchreisender auf den Bahnen oder Fährbooten hierher gekommen war. Und als er durch den City Hall Square wandelte, blickte er mit so lebhaftem Interesse wie ein Neu-Ankömmling auf die großen neuen Gebäude, die hier auftraten, wie auf das Getriebe und Gedränge in den Straßen.

Ihm gefiel eigentlich die Neuheit der Situation, und nachdem er seine Angelegenheiten bei dem Anwalt erledigt hatte, verfuhrte er den untern Broadway entlang zu schlendern. Aber die Leute rannten ihn an und Karren und Handwagen suchten ihn zu überfahren, als er die Straße kreuzte, um in eine der Seitenstraßen einzubiegen, und junge Leute aus seiner Bekanntschaft, denen er begegnete, schienen in solcher Eile und so über-rascht ihn hier zu treffen, daß er das Gefühl hatte, er gehöre hier durchaus nicht hin.

„Hallo, von Bibber, was führt denn Sie her?“ begrüßte ihn einer der jungen Leute, die an ihm vorbeihasteten. „Saben Sie sich verlaufen?“ „Scheint mir so“, sagte von Bibber. „Wenn Sie mir gültig sagen wollen, wie ich zur Civilisation zurückkomme, dann bin ich Ihnen sehr dankbar.“

„Nehmen Sie die Hochbahn vom Park Place“, sagt der andere über die Schulter, nicht noch und tauchte in der Menge unter. Der Besucher von der oberen Stadt hatte keine rechte Ahnung, wo wohl Park Place sein könnte, aber er wandte sich nach der Richtung und folgte dem Zuge der Hochbahn. An der Ecke der Beyerstraße folgte ein erbärmlich aussehendes, rothhäutiges, schmutziges Wesen seiner Spur und vertrat von Bibber den Weg und bat ihn um ein paar Cents, um sich etwas zu essen zu kaufen. „Ich komme den weiten Weg von Chicago“, sagte das Wesen, „und ich habe seit 24 Stunden nicht gegessen.“

„Van Bibber wick zurück, als litte das Subjekt an einer anstehenden Krankheit, und reichte ihm einen Vierteldollar, ohne die Segenswünsche des Mannes abzuwarten. „Armer Teufel“, murmelte von Bibber. „Wenn man sich vorstellt, daß er den ganzen Tag ohne Mittagbrot herumläuft.“ Er konnte sich's aber nicht vorstellen, wie sehr er sich auch mühte, und diese Unmöglichkeit erregte ihn derart, daß er beschloß, umzukehren und den Mann aufzuspielen und ihm mehr Geld zu geben. Van Bibber's Ideen über ein Mittagbrot waren ziemlich übertrieben. Er konnte kein Lokal, wo ein Vierteldollar für ein nettes Mahl ausreichte, unbegriffen ein Braten, drei Gemüße, Pudding, nach seinem Dafürhalten war ein Vierteldollar kaum genügendes Trinkgeld für den Kellner, der das Mahl servierte, und entschloß sich doch nicht auch ausreichend für das Mahl selbst. Erst sah er den Mann nicht, und als er ihn erblickte, da sah der Mann wieder ihn nicht. Van Bibber beobachtete, wie er drei Herren aufhielt, zwei davon gaben ihm Geld; nun trat der Mann abermals an van

Bibber heran und wiederholte seine traurige Geschichte mit eintöniger Stimme. Er erkannte von Bibber augenscheinlich nicht wieder, und der gab ihm noch einen halben Dollar, überzeugt, daß die inzwischen erworbenen Gelder für das Mittagbrot des Mannes ausreichen müßten, und ging seiner Wege.

Aber dieses Umkehren hatte von Bibber ganz verwirrt, und er ging um den ganzen Häuserblock herum, als er entbedte, daß er fehlgegangen. Er stand wieder an derselben Stelle und blickte die Bahnreihe entlang, als die inzwischen vertrauten Töne des Hungerrindens an sein Ohr schlugen.

Als van Bibber auf den Bettler zu trat, sah dieser recht unbehaglich aus. Er war sich nicht genau bewußt, ob er diesen Herrn nicht schon einmal angesprochen habe. Aber van Bibber hatte einen feinen Gedanken. Er kauschte das Subjekt, indem er mit der Hand in die Tasche griff. „Nichts zu essen seit vierundzwanzig Stunden? Lieber Himmel!“ meinte der Stubmann voller Theilnahme. „Saben Sie denn auch kein Geld?“

„Keinen Cent“, wimmerte der Mann, „und mir ist ganz schwach vor Hunger. Helfen Sie mir, gnädiger Herr. Ich bettle so ungern. Mir liegt nicht am Gelde, sondern gerade nur am Essen. Ich verhungere, Herr.“ „Gut“, sagte van Bibber plötzlich, „wenn Sie was zu essen haben möchten, so kommen Sie mit mir hier herein, und ich gebe Ihnen ein Frühstück.“

Aber der Mann zögerte. Er wimmerte und klagte, Leute seinesgleichen würden sie nicht in so ein feines Lokal hineinlassen. „Doch“, sagte van Bibber und mußerte die ausgehängte Speisekarte. „Es scheint sehr billig. Beeifteen Sie mich für 15 Cents. Gehen Sie hinein“, fügte er hinzu, und in seinem Tone lag etwas, das den hungrigen Mann veranlaßte, in das Speisehaus, wann auch widerwillig, einzutreten.

Van Bibber wollte es scheinen, als wäre es ein seltsames Lokal, und die Leute starrten ihn und seine Hand-schuhe und die Gardenie im Knopfloch und den ihn begleitenden Bagabunden ziemlich verwundert an. „Sie wollen doch nicht zweimal frühstücken?“ fragte einer der sehr energisch aussehenden Kellner den Hungerrindens. Dieser sah verlegen aus, und van Bibber, der neben seinem Stuhl stand, lächelte triumphierend. „Sie irren sich“, sagte er zu dem Kellner. „Dieser Herr stirbt vor Hunger. Er hat seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen über die Lippen gebracht. Geben Sie ihm, was er verlangt.“

Das Subjekt schaute mürrisch drein, und der Kellner lächelte hinter seinem Präsentirtrott und hatte die Unversämtheit, van Bibber verständnißvoll zuzunicken, der sich davon eben noch rechtzeitig erholtte, um ihm einen halben Dollar zu geben und ihn dadurch zum Freunde auf Lebenszeit zu gewinnen. Das Subjekt bestellte Milch, aber van Bibber erhob Widerspruch und bestellte zwei Beefsteaks mit Bratartoffeln, heiße Röllchen und zwei Omelettes, Kaffee und gebrannten Schinkenpfed.

„Mein Gott, was denken Sie, was ich bin!“ schrie der Mann in Verzweiflung. „Hungri“, sagte van Bibber sehr mild, „aber sonst ein Betrüger. Und Sie wissen, sollten Sie letzteres zufällig sein, müßte ich Sie der Polizei überliefern.“

Van Bibber lehnte sich leicht gegen die Mauer, las die Plakate um sich herum und schielte mit einem Auge nach dem Polizisten auf der anderen Seite der Straße. Das Subjekt erstarrte fast und fluchte bei seinem Frühstück. Augenscheinlich Letam es ihm nicht. Sobald der Mann eine Gefühlspause machte, wies van Bibber mit seinem Stoch auf eine noch ungeleerte Schüssel, und der Hungerrindens machte sich nach einem besseren Protest daran, als wäre es Gift. Die Leute ringsherum fingen zu lachen an, und der Eigenthümer hinter seinem Pult lächelte finster. „So“, sagte der Mann nun endlich, „ich habe soviel gegessen, wie ich kann, genug für's nächste Jahr. Sie denken, Sie sind wunder wie schlau, nicht wahr? Aber wenn Sie soviel für Ihren Spaß zahlen wollen, müssen Sie's wohl können. Nur lassen Sie sich von mir nicht nach Dattelwerben hier in den Straßen kriegen, das rathe ich Ihnen.“

Und das Subjekt ging, die Faust schüttelnd, davon. „Warten Sie noch mal einen Augenblick“, gebot van Bibber, „Sie haben ja noch für Ihr Frühstück bezahlt.“ „Habe was?“ brüllte der Mann. „Bezahlt? Wie kann ich denn hier bezahlen? Sie haben mir ja gesagt, ich soll herein kommen und hier essen. Ich habe kein Frühstück verlangt. Sie müssen selbst für Ihren Spaß bezahlen, oder man wirft Sie hinaus. Seien Sie nur nicht zu schlau.“

„Ich habe Ihnen“, entgegnete Bibber langsam, „75 Cents für ein Frühstück gegeben. Die Rechnung beträgt 80 Cents und ist erstaunlich billig.“ fügte er mit einer Verbeugung nach dem biden Eigenthümer hinzu. „Auch andere Herren haben Ihnen auf Ihre Behauptung hin, daß Sie hungrig seien, Geld gegeben, das Sie in Frühstück anlegen sollten. Sie haben das Geld bei sich. Nun bezahlen Sie also sofort, oder ich rufe den Polizisten herüber und sage ihm, was ich weiß und lasse Sie dahin bringen, wo Sie hingehören.“

„Erst verhaue ich Sie aber noch gründlich!“ schrie der Mann wüthend. Van Bibber wandte sich an den Kellner. „Bitte, rufen Sie den Beamten“, sagte er. Der Kellner lief nach der Thür und das Subjekt ebenfalls, aber der gewandte Kellner ergriff ihn beim Stragen und hielt ihn fest. „Lassen Sie mich los!“ brüllte der Mann. „Lassen Sie mich los, und ich will zahlen!“

Nun traten alle die anderen Gäste hinzu und schlossen einen Kreis um die Gruppe und beobachteten, wie der Mann 80 Cents in die Hand des Kellners einzahlte, so daß ihm gerade noch 10 Cents verblieben. „Sie haben das Trinkgeld für den Kellner vergessen“, sagte van Bibber und zeigte fingernd auf das Geldstück. „Nein, Sie werden doch nicht“, — stößte der Mann. „Doch“, sagte van Bibber, „thun Sie, was sich gehört, oder ich —“

Der Mann ließ die Münze in des Kellners Hand gleiten, und van Bibber ging lächelnd durch die ihn bewundernde Menge auf die Straße. „Ich vermute“, sagte van Bibber dann später am Tage, als er sein Abenteuer den Klubgenossen erzählte, „daß der Bursche, nachdem ich gegangen war, verfuhrte, das Trinkgeld vom Kellner zurückzubekommen, denn ich sah ihn sehr plötzlich aus dem Gast-hause herauskommen, und zwar ohne das Pfänder zu berühren, bis er auf dem Rücken lag, den Kopf in der Gasse. Ein ganz vorzüglicher Kellner.“

Schottische Abenteuer.

Auch der russische Kapitän Fersen, der heldenmüthige Kommandant des Kreuzers „Zamrud“, welcher im Besonderen zu so vielen seiner muthlosen Kameraden in der Seeschlacht von Rorea ein Schiff in die Luft sprengte, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, flammte, wie so mancher berühmte gemordete fremdländische Offizier, aus dem schottischen Hochlande. Er ist ein Abstammung des „Clans der Macphersons“, von denen eine Anzahl sich in Schweben niederließ. Sie legten dort das „Mac“ ihres Namens an und nannten sich einfach Fersen, das sich dann in das skandinavische Fersen abschleifte. Von Schweben aus verbreitete sich die Familie nach Rußland, wo sie bald Karriere machte, ihre Mitglieder in hohe Staatsstellungen einrückten ab und in den Abelsland erhoben wurde. Der berühmteste Sprößling dieses altschottischen Geschlechts ist der in französischen Diensten zum Feldmarschall aufgestiegene Graf von Fersen gewesen, der im Leben der unglücklichen Königin Marie Antoinette eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Er war es, der als Aufseher verkleidet, das flüchtende Königspaar nach Varennes fuhr. Er kam später, nach seiner Rückkehr nach Schweden, durch Nord's um's Leben. Er war — unbegründet, wie sich herausgestellt hat — beschuldigt worden, den schwedischen Thronfolger durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Als er eines Tages eine Spazierfahrt in Stockholm machte, fiel der Böbel in sinnloser Wuth über ihn her und riß ihn geradezu in Stücke.

Veränderte Situation. Galt: „Kellner, das Beefsteak ist wenigstens drei Wochen alt, es riecht schon.“ Kellner: „D, Pardon, mein Herr, ich habe mich geirrt und Ihnen Wild gebracht.“ Galt: „Wild? Dann lassen Sie es nur da! hm! Schmeckt ganz vorzüglich!“

Univerfelle Bildung. „hm, hm — also eine vielseitige Bildung haben Sie doch zuweisen und eingesperrt waren Sie auch schon einmal?“ „Ja, schau'n's ich bin eben in Allem a bissel zu Haus!“

Hebertrumpft. Kohn: „Mein Ffidor hat kürzlich 'n Wig gemacht und ihn an ein Wipflatt eingeschickt. Was sagen Sie so'n Honorar. Per Wort eine Mark hat er getriegt.“ Rebb: „Und mein Theodor, hat er gefagt eine Grobheit einem Schutzmänn. Zehn Mark hat gestofet jedes Wort.“